



Egon Becker

KEINE GESELLSCHAFT OHNE NATUR

Beiträge zur Entwicklung einer Sozialen Ökologie



campus

Keine Gesellschaft ohne Natur

Egon Becker, Physiker und Sozialwissenschaftler, war von 1972 bis 2000 Professor für Wissenschafts- und Hochschulforschung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er ist Mitbegründer des ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung, Frankfurt am Main.

Egon Becker (Hg.)

Keine Gesellschaft ohne Natur

Beiträge zur Entwicklung einer Sozialen Ökologie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50555-8 Print

ISBN 978-3-593-43377-6 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrofilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2016 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Edith Steuerwald, Frankfurt am Main

Gesetzt aus: Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Einleitung von Thomas Kluge	7
-----------------------------------	---

Ökologie und Politik

Probleme – ein linker Gemeinplatz?	17
Natur als Politik?	20
Pädagogischer Universalismus in den neuen sozialen Bewegungen	34
Jenseits der Utopie	48
Politische Ökologie als revolutionäre Utopie?	55

Krise und Kritik der Wissenschaft

Max Born – Naturwissenschaft und Politik	80
Albert Einstein – Die Unmöglichkeit des göttlichen Beobachters	85
Transformationskern und kulturelle Hülle (mit Thomas Jahn und Peter Wehling)	98
Grenzüberschreitungen – Konzepttransfers und Wissenschaftsdynamik	118
Wissenschaft als ökologisches Risiko	137
Die postindustrielle Wissensgesellschaft – ein moderner Mythos?	158
Politik an der Universität oder Wissenschaft und Demokratie	180

Nachhaltigkeit und Transdisziplinarität

Bildung und Überlebenskrise – Die Soziale Ökologie im Diskurs über Umwelt und Entwicklung	194
Risiko Gesellschaft – Ökologische Wachstumsbegrenzung oder gesellschaftliche Entwicklung?	217
Problemtransformationen in der transdisziplinären Forschung	234
Nachhaltige Wissensprozesse – Bleibt die Universität ein privilegierter Ort der Wissenschaft?	269

Systemdenken

Systemdenken in der wissenschaftlichen Ökologie und in der politischen Ökologiebewegung	293
Talcott Parsons soziologische Energie (mit Bernhard Schmincke)	311
Die Ökologie im Banne des Systemdenkens (mit Broder Breckling)	328
Sozial-ökologische Systeme als epistemische Objekte	354

Die Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen

Soziale Ökologie – Konturen und Konzepte einer neuen Wissenschaft	389
Umriss einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse (mit Thomas Jahn)	418
Gegen das Verwischen der Differenz zwischen Gesellschaft und Natur	443
Globalisierte Naturverhältnisse	454
Gesellschaftliche Naturverhältnisse als Rahmenkonzept (mit Diana Hummel und Thomas Jahn)	466
Bibliographie Egon Becker	493

Einleitung

Die Beziehungen zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Natur sind das gemeinsame Thema der hier versammelten Aufsätze. Gefragt wird, was diese Beziehungen auszeichnet, wie sie sich verändert haben und wie sie sich vermutlich weiter verändern werden. Menschliche Aktivitäten beeinflussen biologische, atmosphärische, hydrologische und geologische Prozesse so stark, dass sie als eine treibende Kraft physischer Erdveränderungen angesehen werden können. Es wird inzwischen sogar von einer neuen geologischen Epoche gesprochen, dem *Anthropozän*. Natur ist nicht mehr ohne Gesellschaft denkbar. Zugleich sind die komplexen Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur – die gesellschaftlichen Naturverhältnisse – krisenhaft geworden. Gesellschaft ist nicht mehr ohne Natur denkbar. Es geht also um krisenhafte Beziehungen und Verhältnisse. In den ausgewählten Texten werden miteinander verschlungene gesellschaftliche und natürliche Veränderungsprozesse empirisch beschrieben, theoretisch reflektiert und kritisch bewertet. Herausgefunden werden soll, wie sich deren Ausmaß und Richtung zielorientiert beeinflussen lassen. Im Zentrum der theoretischen und politischen Aufmerksamkeit des Autors steht die Wissenschaft: Wie kann sie ihre Erkenntnisblockaden überwinden, um die *Krise der gesellschaftlichen Naturverhältnisse* angemessen zu begreifen? Wo diese Frage ernsthaft gestellt wird, da rücken die Grenzen zwischen Natur- und Sozialwissenschaften ins Blickfeld. Im Grenzgebiet wird ein neues wissenschaftliches Terrain sichtbar, dem inzwischen viele Namen gegeben wurden: Politische Ökologie, Humanökologie, integrative Umweltforschung, ... Aktiv an gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Veränderungsprozessen teilnehmend, skizziert der Autor verschiedene Wege in dieses Terrain und arbeitet daran mit, eine *Soziale Ökologie* als transdisziplinäre Wissenschaft zu begründen und praktisch werden zu lassen.

Fast alle ausgewählten Texte sind zwischen 1980 und 2012 entstanden. In diesen drei Jahrzehnten hat sich viel verändert. Die Texte entstammen nicht nur ver-

Die Einleitung und die einführenden Texte zu den einzelnen Kapiteln und Aufsätzen gründen auf einer Vielzahl von Gesprächen mit Egon Becker im Jahr 2015. Aus diesen Dialogen haben sich wichtige Stationen einer Wissenschaftler-Biographie, aber auch Wegmarkierungen eines politischen Intellektuellen herauskristallisiert. Die Reflexionen zu Beginn der fünf Kapitel und die Hinführung zu den ausgewählten Texten von Egon Becker versammeln nicht nur Kontextwissen, sie lenken auch den Blick auf das Dekontextualisierte, auf das Bleibende, auf Stationen nicht abgeschlossener Auseinandersetzungen.

schiedenen Phasen der wissenschaftlichen und politischen Arbeit ihres Autors, in vielen Fällen beziehen sie sich auch auf Situationen und Umstände, die unwiderruflich vergangen sind. Wer von den Jüngeren erinnert sich noch an die theoretischen und politischen Kontroversen in der Frühphase der Ökologiebewegung oder an den Streit über eine ökologische Gegenwissenschaft? Die vorliegenden Aufsätze sind in einem doppelten Sinne zeitgebunden: In ihnen reflektieren sich sowohl Entwicklungen im Denken des Autors als auch deren Entstehungskontexte. Sie beleuchten den wissenschaftlichen Diskussionsstand und das politisch-intellektuelle Klima zu ihrer Entstehungszeit. Vergegenwärtigt man sich den jeweiligen Entstehungskontext, historisiert also die Texte radikal, dann tritt deren Zeitbindung deutlich hervor, und sie können als Dokumente subjektiver und objektiver intellektueller Entwicklungen gelesen werden. Doch damit wären sie unterbestimmt, denn die Texte sind zwar zeitgebunden, aber keineswegs veraltet. Ihre Aktualität zeigt sich, wenn man von den Situationen und Umständen ihrer Entstehung absieht und die darin formulierten Probleme, Ideen, Gedanken, Thesen und Argumente kontextunabhängig liest, überprüft und produktiv weiterzudenken versucht. Dann tritt Unabgeholtes und immer noch Gültiges hervor.

Auf das neue Terrain blickt der Autor nicht aus einem Flug über den Wolken. Viele seiner Texte spiegeln Interventionen, es sind Stellungnahmen und Positionsbestimmungen in jeweils aktuellen Kontroversen, Eingriffe in unabgeschlossene gesellschaftliche und wissenschaftliche Prozesse. Dazu sind Spürsinn und Neugier für Veränderungen, Umbrüche und Neu-Konstellierungen nötig, und es müssen kritisches Unterscheidungsvermögen und ein Gespür für zukünftige Möglichkeiten inmitten unklarer Situationen ausgebildet werden, ohne zeitgeistigen Strömungen und intellektuellen Moden zu akklamieren.

Ist so etwas überhaupt möglich, ohne sich in der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der Phänomene und Stellungnahmen zu verirren und die Orientierung zu verlieren? Wie Umbrüche, Phasenübergänge und neue Ordnungsmuster in der unbelebten *Natur* begrifflich zu fassen, theoretisch zu erklären und methodisch zu erschließen sind, das war bereits in den physikalischen Veröffentlichungen des Autors in den 1960er Jahren ein zentrales Thema – und es bildet bis heute das Gravitationszentrum auch seiner sozialwissenschaftlichen und sozial-ökologischen Publikationen: Immer wieder werden diskontinuierliche Prozesse und emergente Ordnungsmuster in den Blick genommen. Für physikalische und chemische Prozesse gibt es dafür inzwischen weitgehend anerkannte Theorien und Modelle – von der Thermodynamik irreversibler Prozesse bis zur neueren Komplexitätstheorie. Doch es ist hochgradig umstritten, mit welchen philosophischen Vorstellungen, theoretischen Begriffen und normativen Orientierungen in der organischen *Natur* und in der menschlichen *Gesellschaft* krisenhafte Veränderungs- und Stagnationsprozesse verstanden werden können und welche Handlungsoptionen daraus folgen. Und noch weniger ist klar, wie die komplexen Beziehungen zwischen Mensch, Gesell-

schaft und Natur theoretisch zu fassen sind. Wer als Wissenschaftler und politischer Intellektueller in derartige Kontroversen einzugreifen versucht, der trägt fast zwangsläufig gesellschaftliche Auseinandersetzungen in das Terrain der Wissenschaften hinein, was dort heftige Abwehrreaktionen auslösen kann. In den Sozialwissenschaften steht für eine derartige Abwehr das Postulat der Wertfreiheit und der wissenschaftlichen Objektivität, in den Naturwissenschaften die institutionelle und habituelle Ausgrenzung jeglicher Form politisierter Wissenschaft. Spätestens seit dem großen Methodenstreit über erklärende und verstehende Wissenschaften Anfang des 20. Jahrhunderts war man sich über die Grenzen der wissenschaftlichen Großkulturen hinweg darüber einig, dass Natur und Gesellschaft kategorial strikt zu trennen seien, und dass zwischen Naturwissenschaft und Technik einerseits, Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits eine epistemologische und methodische Grenze verläuft: diesseits der Grenze werde kausalanalytisch erklärt, jenseits sinn- deutend verstanden. Aber wie soll und kann im Grenzgebiet geforscht werden?

Egon Becker hat zwischen 1960 und 1968 zunächst versucht, Wissenschaft und Politik fein säuberlich auseinanderzuhalten und die Grenze zwischen Natur- und Sozialwissenschaften nur in der Freizeit heimlich zu überschreiten. Er studiert in Darmstadt Elektrotechnik, Physik und Mathematik und arbeitet nach seiner Promotion an der Technischen Hochschule Darmstadt, der Yale Universität in New Haven (USA) und der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Er forscht, lehrt und publiziert im Bereich der Festkörperphysik, der Quantentheorie des Magnetismus und nicht-linearer physikalischer Prozesse. Gewissermaßen nebenberuflich studiert er in den Darmstädter Jahren bei dem Philosophen Karl Schlechta, dem Politikwissenschaftler Eugen Kogon, dem Zeithistoriker Karl Otmar von Aretin und dem Pädagogen Martin Wagenschein – und ab und zu auch in Frankfurt bei Theodor W. Adorno und anderen Vertretern der Kritischen Theorie. Er beteiligt sich an Arbeitskreisen in der Evangelischen Studentengemeinde und im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) und betreibt ein intensives Selbststudium der Philosophie.

Daneben ist er seit Anfang der 1960er Jahre in der Naturfreundejugend, im SDS, bei den Kriegsdienstverweigerern, in der Ostermarschbewegung und in der Kampagne gegen die Notstandsgesetze politisch ziemlich aktiv; er arbeitet auf Lehrgängen und Seminaren mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen zusammen, schreibt Artikel und Flugblätter, spricht in öffentlichen Diskussionen und auf Kundgebungen als radikaler Demokrat und undogmatischer Sozialist. Es gelingt ihm zwar lange Zeit, seine wissenschaftliche Arbeit und seine politischen Aktivitäten äußerlich auseinanderzuhalten sowie neben Physik und Mathematik auch noch Philosophie und Soziologie zu studieren. Doch in seinem Kopf funktioniert diese Trennung nicht so recht, und die Beziehungen zwischen den getrennten Bereichen werden für ihn mehr und mehr zu einem existenziellen Problem und zu einer intellektuellen Herausforderung.

Dass die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik sowie die zwischen Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft schließlich immer mehr ins Zentrum auch seiner wissenschaftlichen Arbeit rücken, das hängt eng mit Erfahrungen zusammen, die er nach seiner Darmstädter Promotion während eines Forschungsaufenthalts von 1967 bis 1968 an der Yale University in den USA macht. Im dortigen Physics Department trifft er auf die späteren Nobelpreisträger Murray Gell-Mann und Lars Onsager; er besucht Seminare bei dem Wissenschaftshistoriker Th. S. Kuhn und dem Systemtheoretiker Karl W. Deutsch; und er forscht zusammen mit dem Physiker Werner P. Wolf und dem Chemiker Stanley Mroczkowski, beides jüdische Wissenschaftler, geflohen vor dem Nazi-Regime – Wolf aus dem austro-faschistischen Wien, Mroczkowski aus dem Warschauer Ghetto. Die Erfahrungen in Yale sind tiefgreifend und prägend – nicht nur, dass er als junger Deutscher von Emigranten akzeptiert und geschätzt wird, sondern auch, dass ihn seine Kollegen als eine politisch aktive Person achten, die in der Opposition gegen den Vietnamkrieg mitarbeitet. Die andere prägende Erfahrung ist der kollegiale Umgang, unabhängig von Status und Hierarchie. Er arbeitet in dieser Zeit an Theorien magnetischer Phasenübergänge und Ordnungsprozessen (s. Veröffentlichungsliste). Yale war schon damals eine auf wissenschaftliche Exzellenz und demokratische Elitebildung ausgerichtete Universität, die ihre jungen Wissenschaftler besonders fördert. Gleich, ob es darum geht ein mathematisches Problem zu lösen, neue Literatur zu beschaffen oder eine Wohnung zu finden – auch junge Wissenschaftler bekommen von den Älteren jede ihnen mögliche Unterstützung. In der Universität herrscht ein intellektuelles Klima der Kooperation und sachlichen Auseinandersetzung. Man ist als Postdoc Gleicher unter Gleichen: Wichtig ist, was man zu sagen hat und wie man das Gesagte als Person verkörpert. Aus diesem auf Gegenseitigkeit beruhenden Respekt und der Haltung, Wissen nicht zu privatisieren, sondern an Andere weiterzugeben, um die zu erzielenden Erkenntnisse kritisch zu prüfen und dadurch zu verbessern, geht ein eigenes anspornendes Klima der Anerkennung hervor. Diese Erfahrungen bilden einen biographischen Hintergrund für Beckers akademische Orientierung und seinen wissenschaftlichen Habitus.

Im Herbst 1968 kehrt er nach Deutschland zurück und nimmt an der Frankfurter Universität im Institut für Theoretische Physik die Stelle eines wissenschaftlichen Assistenten an. Ganz anders als in Yale ist das Klima in diesem universitären Institut von einem statusgebundenen Hierarchie-Denken geprägt, Amtsautorität zählt hier mehr als sachliche Argumente. Die damals noch recht jungen Ordinarien versuchen mit allen Mitteln, das Institut gegen die Einflüsse und Wirren der Studentenbewegung abzuschirmen. Nach den prägenden Erfahrungen in den USA sind für Becker die in Frankfurt erfahrenen institutionellen und personellen Abhängigkeiten nicht mehr zu ertragen. Zusammen mit wissenschaftlichen Mitarbeitern aus allen Fakultäten organisiert er einen Assistentenrat, der sich stark in die Frankfurter Hochschul- und Gremienpolitik einmischt. Als aktives Mitglied der Bundesassistenten-

konferenz (BAK) arbeitet er an Konzepten für eine demokratische Verfassung der Universität mit. Angestoßen wurde diese bundesweite Politisierung junger Wissenschaftler sicherlich von der Studentenbewegung, auffällig ist aber, welche besondere Rolle dabei eine Reihe von USA-Rückkehrern spielten, aber auch Stipendiaten des evangelischen Studienwerks Villigst, weil in dessen Umfeld für viele der kollegiale, gleichberechtigte Austausch und das freie Denken prägend waren.

In dieser Interventions- und Umbruchssituation hat sich für Beckers Biographie und Laufbahn etwas Entscheidendes ereignet: Er versucht jetzt, seine wissenschaftliche Arbeit und seine politischen Aktivitäten nicht mehr äußerlich auseinanderzuhalten. Vielmehr machte er neben der Physik auch das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft zum Thema seiner universitären Tätigkeit; und er beginnt gleichzeitig mit dem Versuch, Physik und andere Naturwissenschaften aus einer philosophischen und soziologischen Perspektive zu betrachten. Was bisher lediglich als sein persönliches Problem erschien, wird jetzt zu einer mit Anderen geteilten politischen und intellektuellen Herausforderung. Auf diese Weise hat sich ein wichtiger Kristallisationskern für zahlreiche neue Aktivitäten herausgebildet. Er verlässt die Physik, nimmt zunächst eine Stelle für Hochschuldidaktik und Wissenschaftstheorie in dem neu gegründeten Didaktischen Zentrum an der Goethe-Universität an und wird 1972 auf eine Professur für Wissenschafts- und Hochschulforschung im Fachbereich Erziehungswissenschaften berufen. Das ist für ihn fast so etwas wie eine Auswanderung in eine andere Kultur.

In dieser Kultur kommt es zu einer sehr fruchtbaren und lange andauernden interdisziplinären Zusammenarbeit mit dem Soziologen Jürgen Ritsert, die stark wissenschafts- und gesellschaftstheoretisch geprägt ist. Es entstehen mehrere gemeinsame Vorhaben, beispielsweise ein fachbereichsübergreifender Grundkurs über Theorien und Methoden der Sozialwissenschaften, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte große Projekt »Sozialgeschichte der Sozialwissenschaften und Sozialphilosophie«, oder das kleine Projekt »Natur und Naturwissenschaften in der Kritischen Theorie«. Dabei erweist es sich als vorteilhaft, dass Becker neben Physik und Mathematik auch Philosophie und Soziologie studiert hat, die Texte der Frankfurter Schule (Horkheimer, Adorno, Marcuse) gut kennt und auch in der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie bewandert ist. Zwischen 1970 und 1980 entwickeln sich in Seminaren, Arbeitsgruppen und Vorlesungen – oft in Auseinandersetzung mit damals kursierenden studentischen Vorstellungen und politisch-ideologischen Strömungen – viele der Ideen und programmatischen Überlegungen, die später in das große Projekt einer »Sozialen Ökologie« eingehen werden.

Mitte der 80er Jahre war eine Zeit der Umbrüche; die neuen sozialen Bewegungen, die Anti-AKW-Bewegung, die Friedensbewegung waren virulent, und in dieser historisch offenen Situation kam es zu der »Gelegenheit«, über eine andere Wissenschaft nicht nur nachzudenken, sondern dieses Ansinnen auch in die Hand zu nehmen. 1986 bekommt Egon Becker von der hessischen Landesregierung den Auftrag,

eine Forschungsgruppe einzurichten, um ein Gutachten zur »Sozialen Ökologie« auszuarbeiten – eine Wissenschaft, die es damals in Deutschland überhaupt noch nicht gab. Er bringt eine Gruppe von »competent rebels« zusammen, die aus der kritischen Soziologie und den Politikwissenschaften, aus der Frauen- und Genderforschung, aus der ökologischen Technik- und Naturwissenschaftskritik kommen. Aus dieser Gruppe geht schließlich die außeruniversitäre Gründung des Instituts für sozial-ökologische Forschung (ISOE) in Frankfurt hervor. In der Gründungsphase dieses Instituts wird zunächst ein Anschluss an das frühe interdisziplinäre Forschungsprogramm von Horkheimer gesucht und dessen Vorstellungen von einer »dynamischen Konstellation von Individuum, Gesellschaft und Natur« eigenständig theoretisch weiterentwickelt. Zeitgleich entstanden damals andere außeruniversitäre Institute, wie das Öko-Institut Freiburg-Darmstadt, das Katalyse-Institut in Köln, das Institut für ökologische Wirtschaftsforschung in Berlin. Für die Gründung des Frankfurter Instituts für sozial-ökologische Forschung war der Impetus einer alternativen Wissenschaft leitend – und nicht so sehr die von politischen Aktivisten geforderten Gegengutachten (z.B. zur Sicherheit von Kernkraftwerken).

Egon Becker stand mehr als 30 Jahre als eine Art Spiritus Rektor für die Entwicklung der Frankfurter Sozialen Ökologie und hat seine wissenschaftlichen und politischen Interessen in die inhaltliche und organisatorische Entwicklung des ISOE eingebracht und besonders die Theoriearbeit vorangetrieben. Die hier veröffentlichten Aufsätze – seit Anfang der 1980er Jahre – spiegeln diese intellektuelle Entwicklung. Sie markieren reflexive Interventionen, die auf ein vertieftes Verständnis der Beziehungen von Individuum, Gesellschaft und Natur zielen. Sie haben darüber hinaus viele der empirischen Arbeiten des ISOE befruchtet; umgekehrt wurde Becker aber auch durch die im ISOE entstandenen Überlegungen und Forschungsansätze, empirischen Studien und Gutachten inspiriert, und viele der aus Politik und Bürgergesellschaft herangetragene Anfragen waren für ihn Anlässe für neue konzeptionelle Überlegungen.

Thomas Kluge
ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung
Frankfurt am Main, Januar 2016

Ökologie und Politik

Das Ende der 1970er Jahre markiert eine Zeit starker ökonomischer, politischer und kultureller Veränderungen. Darauf reagieren neu entstandene soziale Bewegungen mit vielfältigen Aktivitäten. Die Umweltbewegung protestiert lokal und regional gegen die Verschmutzung von Flüssen und Wäldern, die Zerstörung einzelner Biotope und die fortschreitende Zersiedelung von Landschaften. Die Friedensbewegung organisiert die größten Demonstrationen der Nachkriegsgeschichte der BRD. Zeitgleich zerfallen die meisten der aus der Studentenbewegung hervorgegangenen linksradikalen Gruppen und Sekten. Die Anti-AKW-Bewegung wächst rasch an und organisiert Großdemonstrationen gegen den Bau von Kernkraftwerken und Wiederaufbereitungsanlagen. Große Infrastrukturprojekte werden infrage gestellt, meist verbunden mit räumlich begrenzten Konflikten über Standorte von Mülldeponien, Flugplatz-Erweiterungen oder Wasserentnahmen im Umland großer Städte etc. Aus der neuen Frauenbewegung geht ein breites Spektrum selbstorganisierter Projekte und politischer Initiativen hervor – aber auch neue gesellschaftstheoretische und wissenschaftskritische Überlegungen; das Verhältnis von privatem und öffentlichem Leben wird thematisiert und über den Zusammenhang zwischen Kapitalismus, patriarchalischen Herrschaftsformen und Naturzerstörung nachgedacht und gestritten.

Im Rhein-Main-Gebiet eskaliert Anfang der 1980er Jahre die Debatte über den Ausbau des Frankfurter Flughafens (Startbahn West) zu einem regionalen Großkonflikt. Auch hier geht es um konkrete raumverknüpfte Lebensbedingungen. Viele Betroffene fühlen sich von der Politik der Parteien und des Parlaments übergangen, nicht angehört und aus dem Entscheidungsprozess ausgegrenzt. Mit Blick auf die mit dem Bau der Startbahn West verbundenen Probleme und Konflikte wird aus der Frankfurter Universität heraus die sog. Wald-Uni gegründet, an der sich Becker aktiv beteiligt. Der Umweltpfarrer Kurt Oeser eröffnet sie am 6. März 1982 in Mörfelden-Walldorf mitten in dem für die neue Startbahn vorgesehenen Waldgebiet. Dort wird intensiv darüber diskutiert, wie sich die parlamentarische Politik gegenüber Einsprüchen von Bürgerinitiativen verhält, welche Rolle der Wissenschaft in diesen Prozessen zukommt, wie mit wissenschaftlichen Gutachten Politik betrieben wird und welche Bedeutung dem Laien-Wissen zukommt. Diese Diskussionen wirken auf den Hochschulbetrieb zurück: In Vorlesungen und Seminaren einer kleinen Professorengruppe aus mehreren Fachbereichen werden Themen behandelt, die in einer osmotischen Verbindung zu diesen politischen Prozessen stehen: Bei Becker geht es um das Verhältnis Mensch/Natur/Gesellschaft in verschiedenen Wissenschaften, den neuzeitlichen Naturbegriff, die Naturfrage bei Marx, den Sozio-Biologismus, ... Heute ist es nur noch schwer verständlich, wie derartige scheinbar bloß akademische Themen untergründig mit dem Startbahn-Konflikt verbunden waren – aber sie waren es.

Die neuen sozialen Bewegungen veränderten damals den Raum des Politischen, neue Orientierungen wurden gesucht und über das politische Selbstverständnis der Akteure gestritten. Es veränderte sich damit aber auch der Raum des theoretischen Denkens. Die Ordnung des linken Diskurses und die ihn fundierenden Kategorien werden in Zweifel gezogen. Nach und nach kristallisiert sich so etwas wie eine *theoretische Problematik* in praktischer Gestalt heraus, deren Bedeutung und Gewicht Egon Becker schon früh erkennt: Wie lassen sich die in politischen Konflikten manifestierenden krisenhaften Beziehungen zwischen Mensch, Gesellschaft und Natur denken, wissenschaftlich erfassen und praktisch bewältigen? Den Kern dieser Problematik bildet eine *Paradoxie*: In der ökologischen Krise kann nicht mehr klar zwischen Natur und Gesellschaft unterschieden werden; deren Wechselbeziehungen lassen sich aber nur erkennen, wenn zwischen Natur und Gesellschaft klar unterschieden wird. Diese ›*Naturfrage*‹ dringt aus den politischen Debatten in die Wissenschaft ein. In der Umweltforschung, der Geographie und in der traditionellen Humanökologie trifft sie auf eingespielte Diskurse über Mensch-Umwelt-Beziehungen, in denen das Neue der theoretischen Problematik kaum wahrgenommen wird. Die Naturfrage wird aber auch im neo-marxistischen Diskurs sowie innerhalb einer ethisch orientierten Naturphilosophie aufgegriffen. Beide Versuche unterschätzen allerdings das Gewicht der neuen theoretischen Problematik: Die Naturfrage ist nicht nur Ausdruck einer kapitalistischen Reproduktionskrise. Marx muss mit einer ökologischen Brille neu gelesen werden. Dadurch werden die Umrisslinien eines ›ökologischen Marxismus‹ erkennbar. Die Naturfrage ist auch nicht bloße Folge einer anthropozentrischen Ethik oder eines nur schwach entwickelten Umweltbewusstseins. Aus der Kritik an Verabsolutierungen ethisch-philosophischer Argumentationen entsteht eine neue, gesellschaftstheoretisch und naturwissenschaftlich aufgeklärte ›ökologische Ethik‹. In dieser schwierigen Konstellation müssen sich linke Intellektuelle und kritische Wissenschaftler in einem verwirrenden politisch-theoretischen Streit verorten, in dem Standpunkte und Bekenntnisse eingefordert werden. Becker lehnt es ab, vorschnell für die eine oder andere Extremposition Partei zu ergreifen. Nur so ist es für ihn möglich, die neue theoretische Problematik aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und genauer auszubuchstabieren. Neue Gegenstände werden so sichtbar und neue Fragen können gestellt werden.

Probleme – ein linker Gemeinplatz? (1983)

Wissenschaft kann auf verschiedenen Wegen voranschreiten. Der traditionelle Weg beginnt bei dem vorhandenen, zumeist disziplinär geordneten wissenschaftlichen Wissen und den darin zu findenden Lücken, die durch methodisch geregelte Forschung geschlossen werden sollen. Auf diesem Weg lässt sich das vorhandene Wissen Schritt um Schritt verbessern und erneuern. Wenn alles gut geht, endet dieser Weg bei einer neuen Theorie als Form des geprüften, gesicherten und begrifflich geordneten Wissens. Man kann hier von einer *theorieorientierten Wissenschaft* sprechen. Die modernen Naturwissenschaften – allen voran die moderne Physik – sind auf diesem Weg erfolgreich vorangeschritten. Ein anderer Weg beginnt bei gesellschaftlich gestellten Problemen und es wird darin nach bearbeitbaren und noch unbearbeitbaren Bestandteilen gesucht. Auf diesem Weg wird den realisierten und auch den noch nicht realisierten Lösungsoptionen gefolgt und so das Ausgangsproblem schrittweise verändert. Dabei bleiben das vorhandene Wissen und die verfügbaren Methoden mit dem Ausgangsproblem verbunden, das sich zwar verändert, aber niemals ganz verschwindet. Man kann hier von einer *problemorientierten Wissenschaft* sprechen. Becker favorisiert den zweiten Weg, da er überzeugt ist, dass nur so die mit der Naturfrage aufgeworfene theoretische Problematik in praktischer Gestalt wissenschaftlich befriedigend bearbeitet werden kann.

Seit Anfang der 1970er Jahre beschäftigt er sich daher auch immer wieder mit der Kategorie *Problem* und damit zusammenhängenden philosophischen und wissenschaftstheoretischen Fragen. Resultate dieser Überlegungen werden in mehreren Aufsätzen genutzt, insbesondere dann, wenn es um das Verhältnis von alltäglichen und wissenschaftlichen Problemen oder um Transdisziplinarität geht. Bisher sind allerdings seine problemtheoretischen Studien in keiner zusammenfassenden Darstellung veröffentlicht worden. In der hier abgedruckten kleinen Glosse über einen linken Gemeinplatz wird angesprochen, was Gegenstand einer Problemtheorie sein könnte.

* * *

Die Welt ist voller Probleme. Bei den frühen Griechen hießen »problemata« zum Beispiel die Bollwerke, Hürden und Schilder, auf welche die Krieger stießen. Wer heute von »Problemen« redet, der meint Schwierigkeiten, offene Fragen, Aufgaben, Rätsel, unangenehme Lagen usw. Und wer problembewußt die ihn umstellenden Probleme erkennt, anpackt, zerlegt, umformt, verschiebt, umgeht oder sich an ihnen die Zähne ausbeißt, der ist auf der Höhe der Zeit. In unserer Alltagssprache behandeln wir Probleme wie Dinge und sprechen ihnen eine eigentümliche *Objektivität* zu: Den Problemen kann man eine Größe, einen Umfang oder ein Gewicht zuschreiben und sie in Raum und Zeit lokalisieren. Sie sind widerständig, hartnäckig, können einen Menschen erdrücken, und wir können vor unüberwindbaren Problembergen stehen bleiben. »Problem« ist zum Schlüsselwort der Epoche avanciert; keine kleine Lebenswelt und kein großes gesellschaftliches System ohne seine Probleme: Beziehungsprobleme, psychische Probleme, Geldprobleme, Wohnungsprobleme, Bildungsprobleme, Arbeitsmarktprobleme, Finanzprobleme, ökonomische Probleme ... Sie stellen sich uns in den Weg, wir stolpern darüber, sind Hindernisse auf dem Weg zu Glück, Erfolg, Macht und politischem Einfluß. Noch gewichtiger und philosophisch bedeutend werden Probleme, wenn sie die Form einer Problematik angenommen haben.

Wie ein Chamäleon kann sich das Problem von einem Quasi-Gegenstand in eine schöpferische Quasi-Tätigkeit verwandeln: Das beginnt ganz lautlos, indem etwas bislang Harmloses über Nacht problematisch wird. Aber wir können auch lautstark Initiativen entwickeln und Selbstverständliches problematisieren; es wird dann problematisch, und ein neues Problem hat seine Existenz gefunden.

In der Welt der Probleme finden Kopfarbeiter und Politiker das Material für ihre Tätigkeiten. Sie vermessen diese Welt mit einer besonderen Topologie: Auf Ebenen, in Kreisen, Dimensionen und Horizonten, vor Hintergründen und hinter Vordergründigem lokalisieren und erspüren Experten ihre Probleme. Die breiten sich aus wie Müll vor den Städten, Gift im Wasser und Gestank in der Luft. Problemberge verlagern sich und wachsen uns über den Kopf. Doch keine Bange: Wissenschaftler und Politiker, Linke und Rechte haben sich längst an die Arbeit gemacht, tragen die Problemberge ab und zeigen uns Wege in das Jenseits der Problemwelt: die Welt der *Lösungen*. Doch in dieser Welt stoßen wir dann auf Computer, Autobahnen, Raketensysteme, psychiatrische Kliniken, ABM-Maßnahmen, Volkszählungen ... und auf Folgeprobleme der rationalen Problemlösungen. Wenn Experten ihre Probleme lösen, dann werden sie wieder menschlich und können sich präsentieren, als hätten sie aus Sand, Steinen, Holz oder Metall etwas produziert; als hätten sie Wege durch unbekanntes Gelände gebahnt und die Welt von Elend, Gift, Schmutz und Gestank befreit. Merkwürdigerweise vermehren sich durch solche Tätigkeiten unsere Probleme. Wir sollten die Welt also genauer betrachten. Denn trotz ihrer Quasi-Objektivität

besitzen die Probleme eine unausrottbare *Subjektivität*. Es sind deine und meine Probleme, sie können verschwinden, wenn wir uns umorientieren und unsere Handlungsziele verändern. Angesichts von Problemen müssen wir etwas *tun*, auch wenn uns die unauflösbaren zur Verzweiflung treiben und die besonders hartnäckigen unsere Handlungsmöglichkeiten auf Null einschränken. Wir gehen mit Problemen erfolgreich oder erfolglos um; wir stellen uns ihnen, weichen ihnen aus oder werden von ihnen überwältigt. Kurz gesagt: Probleme bestehen nur zusammen mit menschlichem Leiden, Dulden, Handeln und Kämpfen. »In der Natur gibt es keine Probleme; dort existieren nur Lösungen«, sagte einmal ein kluger Philosoph.

Bezogen auf ein vorgegebenes Muster von Bedürfnissen, Situationsdeutungen, Zwecken und Absichten, stellen sich Probleme den wollenden und wissenden Menschen wie materielle Gegenstände in den Weg. Die »Welt der Probleme«, das sind die Schwierigkeiten, die wir uns machen und die uns gemacht werden, das Leid, das wir nicht mehr ertragen wollen, und die gesellschaftlichen Krisen, die unsere Lebenswelt erreicht haben. Der Zusammenhang von Schwierigkeiten, Leid und Unterdrückung wird zerrissen, wenn wir aus ihm »Probleme« herauslösen und mit einer Hoffnung auf »Lösungen« versehen; wir produzieren so jene abstrakte Problemwelt, in der dann entschlossen gehandelt werden kann. Politiker und Wissenschaftler, Therapeuten und Pädagogen, Ärzte und Informatiker brauchen diese Welt. Denn was wären sie ohne unsere Probleme?

Drucknachweis

Egon Becker (1983): Problem. In: Johannes Beck/Heiner Boehncke/Wolfgang Müller/Gerhard Vinnai (Hg.): Klasse, Körper, Kopfarbeit. Lexikon linker Gemeinplätze. Bearbeitet von Heiner Boehncke und Herbert Stubenrauch. Reinbek: Rowohlt, 104–106

Copyright © 1983 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Natur als Politik? (1984)

Unmittelbarer Motivationshintergrund für diesen Text ist eine Diskussion der Frankfurter Wählerinitiative der »Spontis für die Grünen« im September 1983 im Volksbildungsheim in Frankfurt. Auf dem Podium diskutierten Manon Maren-Grisebach, Thomas Schmid, Egon Becker und andere über die politischen Vorstellungen der verschiedenen Flügel und Strömungen innerhalb der neu entstandenen Partei *Die Grünen*. Es geht um Realpolitik, Öko-Fundamentalismus, öko-libertäre Positionen etc. Diskutiert wird auch darüber, wie sich außerparlamentarische Opposition zur parlamentarischen Arbeit vermittelt und ob sich hier nicht irreversible Brüche in der demokratischen Kultur anbahnen. Eher am Rande wird auch über eine naturphilosophische und ethische Fundierung grüner Politik gestritten, wie sie damals insbesondere Maren-Grisebach und Carl Amery vehement einforderten.

Sie glaubten, eine sichere Begründungsbasis in der biologischen Ökologie gefunden zu haben, die sie in den Rang einer »neuen Leitwissenschaft« erheben, um so den »Platz des Menschen in der Welt« korrekt zu bestimmen und die wissenschaftliche Grundlage für eine »radikale Kritik des Industriesystems« zu finden. Becker analysiert die Doppelgestalt dieser Begründungsversuche als eine »technizistische Romantik«, die den grünen Diskurs zu ordnen versucht: einerseits ein lebensphilosophisch eingefärbtes ganzheitliches Denken; andererseits ein Bild der Natur als biokybernetische Weltmaschine. In dem Aufsatz ist eine Denkbewegung vorgezeichnet, die sich durch die gesamte Geschichte der Sozialen Ökologie ziehen wird: Kritik an vorschnellen naturalistischen oder kulturalistischen Lösungen der ›Naturfrage‹ und Konzentration auf die inzwischen erkennbar gewordene neue theoretische Problematik. Mit der Konzentration der theoretischen Aufmerksamkeit auf *Beziehungen* statt auf Dinge und pauschale Großentitäten wie ›Gesellschaft‹ oder ›Natur‹ bekommt die Naturfrage eine Fassung, die sich unter den ontologischen und epistemologischen Voraussetzungen des modernen dualistischen Denkens nicht mehr beantworten lässt. Die Zeit war reif für neues Denken und eine starke wissenschaftspolitische Intervention.

* * *

1 Lebensgefühl und ökologische Vernunft

»Wir haben inzwischen verinnerlicht, was noch Marx zur rationalen Erkenntnis machte.«

Manon Maren-Grisebach

Die zahlreichen Debatten über das Politikverständnis und die politische Praxis der *Grünen* sind sicherlich wichtig, und von ihrem Verlauf und Ausgang hängt vieles ab.

Bei einer Partei, die einerseits eng mit der »neuen sozialen Bewegung« verbunden bleiben will und andererseits sich im politisch-parlamentarischen Getriebe bewegt, muß es zu inneren Schwierigkeiten kommen. Im Widerspruch zwischen »Realpolitik« und »Fundamentalopposition« zeigt sich eine Krise der parlamentarischen Repräsentation von Interessen und der parlamentarischen Demokratie: Was sich in den letzten Jahren als Alternativ-, Ökologie-, Frauen- oder Friedensbewegung entwickelt hat, was Jugendliche, Minderheiten und Bürgerinitiativen versucht haben, das war zunächst nur als außerparlamentarische soziale Bewegung politisch bedeutsam.

»Die *Grünen* dürfen ... keine übliche Partei werden, sondern müssen zu einer historisch neuen Form finden, die ganz wesentlich dadurch bestimmt ist, parlamentarischer Teil der Bewegung zu sein und auch zu bleiben.«¹

Das ist gut gesagt, formuliert aber bestenfalls das Problem. Unbezweifelbar scheint mir auch, daß allein durch die Existenz einer Partei, die mehr als fünf Prozent der Wähler anspricht, Bewegung in die politische Landschaft gekommen ist: *Umweltprobleme* sind inzwischen zu einem festen Thema im parlamentarisch-politischen Diskurs geworden, und innerhalb der SPD finden zögernde *ideologische Umorientierungen* statt. Die Partei der *Grünen* hat ohne Zweifel bereits jetzt politisch etwas bewirkt. Es wird demnächst ernsthaft zu diskutieren sein, ob sie mit dem Erreichten auch bereits ihre historische Funktion erfüllt hat.

Nach vorherrschendem Selbstverständnis handelt es sich bei den *Grünen* nicht um eine Partei, die begrenzte Interessen bestimmter Bevölkerungsgruppen und ausgrenzbare Probleme im politisch-parlamentarischen Feld vertritt, an der Macht partizipiert und für ihr Klientel so viel wie möglich herausholt. Ihr Selbstverständnis wird geprägt von Einsichten in die globale Krisensituation, die Zerstörung von Lebensgrundlagen und der wachsenden Gefahr eines atomaren Holocaust. Es geht ihnen um viel mehr:

»Wir sind nicht einfach mit unserem Wirtschaftssystem am Ende, sondern wir sind mit unserer ganzen industriellen Zivilisation in eine Krise geraten, die sich als endgültig erweisen wird, wenn wir nicht bereit sind, den Gesamtkurs zu ändern.«

1 W. Kraushaar (Hrsg.), Was sollen die *Grünen* im Parlament? Frankfurt 1983, S. 12

Derartige Ansprüche formuliert nicht nur Rudolf Bahro, sondern sie gehören zum ideologischen Handgepäck der *Grünen*. Wer so viel erreichen will, der braucht festen Boden unter den Füßen.

»Uns *Grüne* sollten diesmal alle diejenigen wählen, die schon zu dem Schluß gekommen sind, wir müssen unser Leben grundlegend ändern, wir müssen die Zivilisation neu entwerfen, wenn wir in Zukunft überhaupt noch menschenwürdig leben, ja auch überleben wollen.«

Endzeitstimmung und apokalyptische Szenarios auf der einen Seite, Aufbruchsstimmung und ein fast messianisches Ertröten der totalen Wende auf der anderen. Wenn eine derart widerspruchsvolle Stimmungslage mit einer rationalen Konzeption von Politik zusammengebracht werden soll, dann müssen die »gedanklichen Fundamente« sicher sein, und die Widersprüche im »Lebensgefühl« der *Grünen* sollten nicht zur Quelle eines neuen Irrationalismus werden. In den letzten Jahren haben eine Reihe von Autoren sich der gewiß nicht einfachen Aufgabe gestellt, sowohl ein Lebensgefühl zu artikulieren als auch ein rationales politisches Konzept zu begründen. Manon Maren-Grisebach, deren »Philosophie der *Grünen*« Anlaß zu mancherlei Polemik wurde, hat den Mut zu einer Synthese. Sie greift das Bedürfnis nach theoretischer Selbstverständigung auf und liefert eine Gesamtdeutung, welche dem »neuen Lebensgefühl« und der »neuen ökologischen Vernunft« angemessen sein soll.² Jenseits aller Polemik lohnt sich eine Auseinandersetzung mit ihrer synthetischen Philosophie.

In den immer zahlreicher werdenden theoretischen Selbstverständigungstexten der politischen Ökologiebewegung nimmt das sogenannte *ökologische Denken* eine Schlüsselstellung ein. Traditionelle Denkfiguren erfahren darin eine Umdeutung, werden kritisiert, aufgelöst und in eine neue Weltanschauung eingebunden. Es hat sich ein politisch-ökologischer Diskurs herausgebildet, in dem über das Verhältnis von Ökologie und Ökonomie, ganzheitliche Lebenswelten und zerstörerische Systeme, über das neue Verhältnis von Natur und Politik nachgedacht, gesprochen und geschrieben wird.³

Das Verhältnis von Natur und Politik bildet dabei die Hauptachse, um die sich das ganze Denken dreht. Carl Amery hat mit der Formel »*Natur als Politik*« programmatisch formuliert, wie dieses Verhältnis zu bestimmen sei: »Nur ein Materialismus, der den politischen Menschen als Wesen der Natur begreift, kann den Menschen ihre ökologische Chance geben.«

Sehen wir einmal davon ab, daß Amery für einen neuen Materialismus plädiert und sich damit aus dem Hauptstrom des ökologischen Denkens hinausde-

² Manon Maren-Grisebach, *Philosophie der Grünen*. München/Wien 1982

³ In einer Textmontage hat Tilman Spengler »Grüne Weltbilder« Revue passieren lassen. Gregory Bateson, Fritjof Capra und Marilyn Ferguson treten dabei zusammen mit Dieter Duhm, Manon Maren-Grisebach und Rudolf Bahro auf. (Vgl. Kursbuch Nr. 74, Dezember 1983, S. 39ff.)

finiert, dann dürfte sein Programm auf breite Zustimmung innerhalb der *Grünen* stoßen. Auch bei ihm geht es um die totale Wende:

»Jahrhundertlang haben die Humanwissenschaften (...) vor dem Hintergrund der naiven Annahme operiert, daß die Natur eines, die Welt des Menschen ein anderes sei; daß die Abläufe, die Bewegungen, die Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Kosmos vor einer gänzlich abgetrennten Kulisse von »Natur« sich ereignen ... «⁴

In dem neuen ökologischen Denken will man diese Zwei-Reiche-Lehre überwinden; sei es als »ökologischer Materialismus« (Amery), »ökologischer Humanismus« (Hasenclever), »soziale Ökologie« (Maren-Grisebach) – »Natur« soll nicht länger Gegenstand von Ausbeutung und auch nicht bloß zu schützende Umwelt sein, sondern deren innere Ordnung, die »Gesetze des Seins«, von denen Maren-Grisebach spricht, sollen auch im Innern der menschlichen Gesellschaft Anerkennung finden. Undeutlich bleibt dabei allerdings, ob gefordert wird, sie in der Gesellschaft zu beachten, oder ob man das gesellschaftliche Leben nach diesen »Gesetzen des Seins« völlig neu entwerfen will.

Die wirklich tiefgreifenden Differenzen innerhalb der *Grünen* lassen sich an diesem Punkt festmachen. Wieder und wieder bekommen wir versichert, daß es darum geht, eine verhängnisvolle Traditionslinie zu unterbrechen. Gleichzeitig wird mit plausiblen Argumenten für eine Renaissance älterer, historisch unterdrückter Denkweisen und Lebensformen plädiert. So richtet sich der ökologisch geschärfte Blick nicht nur in die Zukunft und auf die heranschleichende Apokalypse, sondern auch auf vergangene Welten, in denen das Verhältnis von Natur und Gesellschaft angeblich noch nicht krisenhaft gestört war. Zwischen Apokalypse und heiler Vergangenheit vermittelt das neue ökologische Denken, verspricht Handlungsorientierung und weltanschauliche Sicherheit. Dabei wird kaum überprüft, welcher Preis zu zahlen ist, wenn die »naive Annahme« aufgegeben wird, nach der die *Natur* eines und die *Politik* etwas anderes sei. Denn auf seltsame Weise hat sich diese Annahme über einen historisch sehr langen Zeitraum durchgehalten. Im akademischen Bereich hat sie weiterhin ihre festen institutionellen Grundlagen: Die Naturwissenschaften erkennen das eine Reich, die Geistes- und Sozialwissenschaften das andere. Wer also die Grenze zwischen den beiden Reichen niederreißt, der braucht dazu auch eine Vorstellung von einer möglichen *Einheit des Wissens und der Wissenschaften*.

4 Carl Amery, *Natur als Politik. Die ökologische Chance des Menschen*. Reinbek 1978, S. 50f.

2 Naturgrenzen des Gesellschaftlichen

Daß sich die Vorstellungen von Politik im Verlaufe der Geschichte immer wieder verändert haben, ist eine Binsenwahrheit. Ebensovienig dürfte umstritten sein, daß »Politik« eine genuin menschliche Handlungsweise ist, ein Ordnen menschlicher Verhältnisse in einem Feld von Gewalt-, Herrschafts- und Machtbeziehungen. Weder Bienen noch Termiten, noch Graugänse betreiben Politik. Wer natürliche Lebenszusammenhänge bei allen Formen menschlichen Handelns berücksichtigen will, der bekommt Schwierigkeiten im Felde der Politik.

»Politik ist ein von Macht durchfurchtes Gebiet. Wer sich dahin begibt, muß mit einer mehr oder weniger deutlichen Form von Macht umgehen. *Grüne* aber wollen keine Macht.«⁵

Manon Maren-Grisebach spricht hier auf sympathische Weise ein Gefühl aus, das andere in der Utopie herrschaftsfreier Diskurse theoretisch zu fassen versuchen: Menschliche Beziehungen nicht über Macht und Herrschaft zu regeln, sondern durch gegenseitige Anerkennung, kommunikative Verständigung und in brüderlicher und schwesterlicher Liebe – das ist ein Hoffungsstrom, der untergründig durch die gesamte europäische Herrschaftsgeschichte zieht und aus dem Revolten und soziale Bewegungen immer wieder Kraft geschöpft haben. Es spricht nicht gegen diese Hoffnungen, daß sie auf dem Felde der Realpolitik zumeist rasch wieder austrocknen und sich dort in machbare Banalitäten verwandeln.⁶

Aber auch die Vorstellungen von Natur sind keine historisch unveränderliche Größen. Soweit wir überhaupt von solchen Vorstellungen wissen können, war das menschliche *Naturverständnis* immer Moment einer umfassenderen Weltauffassung und Selbstdeutung der Menschen. Welches Naturverständnis die vergesellschafteten Menschen entwickelten, hing ab von ihrem *Naturverhältnis*, also von der Art und Weise, die eigene Existenz zu sichern, das Leben der Gattung zu garantieren und Bestandteile der nicht-menschlichen Natur in den Bereich menschlicher Praxis hineinzuziehen – sei es in der Produktion von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, sei es in den symbolischen Produktionen des Kultes, der Kunst oder später der Wissenschaft. In diesem Sinne war und ist Natur immer eine Kategorie menschlich-gesellschaftlicher Praxis. Naturverständnis und *Naturbegriff* bleiben fest in eine Konstellation mit anderen Kategorien der Weltauffassung und Selbstdeutung eingebunden. Daß für das

⁵ Maren-Grisebach, a.a.O., S. 80

⁶ Wenn den *Grünen* immer wieder vorgeworfen wird, sie seien unfähig zur Politik, dann könnte sich dahinter die Angst vor einem Eingeständnis verschanzten: Politik sei nur als Kampf um Macht denkbar; sich im Felde der Politik zu bewegen und keine Macht zu wollen, das wäre dann zumindest symbolisch das Ende der Politik. Von den Profis des Machterwerbs und der Machtausübung als »politikunfähig« qualifiziert zu werden, könnte das nicht ein Ehrentitel sein?

menschliche Selbst- und Weltverständnis die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur zentral sind, ist wahrlich keine neue Einsicht. Max Horkheimer etwa hat das wieder und wieder betont.

»Aus den wechselnden Konstellationen zwischen Gesellschaft und Natur entspringen die Verhältnisse der sozialen Gruppen zueinander, die für die geistige und seelische Beschaffenheit der Individuen bestimmend werden, und diese wirkt auf die gesellschaftliche Struktur zurück.«⁷

Geht man historisch weit zurück, dann ist das Verhältnis zwischen Mensch und Natur noch nicht mit Kategorien der Verschiedenheit begriffen. Im mythischen Denken wird die Natur anthropomorph oder soziodomorph gedacht und die menschliche Gesellschaft in Naturkategorien begriffen. Zwischen den Phänomenen der physischen Natur und denen der soziokulturellen Lebenswelt ist kategorial noch nicht eindeutig unterschieden. Diese Unterscheidung vorgenommen zu haben, gilt dem modernen Denken als wichtige kognitive Voraussetzung für eine »Entmythologisierung der Weltsicht«, bei der es gleichzeitig zu einer »Desozialisierung der Natur und einer Denaturalisierung der Gesellschaft« kommt.⁸ Die Griechen haben erst dann »die Natur« entdeckt, als der Mythos seine Bedeutung für Welt- und Selbstinterpretation verloren hatte. Der Ausgangspunkt ihres Redens über die Natur liegt in der Erfahrung eines Zusammenhanges zwischen Naturgefühl und Naturverständnis mit politisch-moralischem Handeln. Im mythischen Denken war dieser Zusammenhang noch als Einheit verstanden worden. Spätestens in der Sophistik (470 v. Chr. bis 370 v. Chr.) wurde daraus die kategoriale Trennung von physis (Natur) und nomos (Konvention). Lehrreich ist der Streit unter den verschiedenen Gruppen der Sophisten über die Begründung von Normen des guten und richtigen Lebens. Demokratisch-fortschrittliche und oligarchisch-reaktionäre Gruppen gingen gemeinsam von jener kategorialen Trennung aus, sahen einen unaufhebbaren Gegensatz zwischen »Natur« und konventionellem »Gesetz«. Ihr Diskurs spaltete sich dann allerdings in einen naturrechtlichen und in einen vertragstheoretischen Zweig.

Die *naturrechtliche* Argumentation ging davon aus, daß die politische und moralische Ordnung des menschlichen Zusammenlebens von den Notwendigkeiten der Natur und nicht bloß durch Sitten und Gebräuche oder durch Konventionen festzulegen sei. Allerdings leitete die eine Gruppe aus Naturnotwendigkeiten die natürlichen Vorrechte der Stärkeren, Klügeren und Mächtigeren ab; während die andere Gruppe mit naturrechtlichen Argumenten für die Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen plädierte. Im *vertragstheoretischen* Zweig versuchte man eine rationale Begründung und Rechtfertigung der Ge-

⁷ Max Horkheimer, Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie. In: ders., Kritische Theorie der Gesellschaft, Bd. I, S. 201

⁸ Vgl. etwa: J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1, Frankfurt 1981, S. 72ff.